



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichtliches

Zwei Geschichten der Weltliteratur. Fast gleichzeitig sind im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig eine zweibändige „Weltgeschichte der Literatur“ von Otto Häuser und bei Velhagen u. Klasing in Wiesbaden die erste Hälfte einer „Geschichte der Weltliteratur“ von Carl Busse erschienen. Häuser faßt den großen Stoff vornehmlich vom Standpunkt des Rassenforschers, des Anthropologen; er fußt auf der ganzen neueren, für dies Gebiet geleisteten Arbeit, insbesondere auf den zum Teil so glücklichen Ergebnissen Ludwig Woltmanns. So führt er bei jeder neu darzustellenden Kultur mit wissenschaftlicher Genauigkeit in die Urgeschichte, Sprachgeschichte, Rassenentwicklung der einzelnen Völker hinein, und gerade diese Teile seines Werkes fesseln besonders. Er stellt mit Ausnahme einzelner eng zusammengehöriger Gebiete, wie des christlichen Literaturkreises (Neues Testament und Kirchenväter), die einzelnen Literaturen innerhalb ihres Stammeskreises nacheinander dar. Vielfach bewährt er sich dabei als der bekannte feinfühlige Übersetzer. Weniger glücklich scheint mir die Einteilung einiger Literaturen in sich. So ist die Schilderung der deutschen Dichtung seit den Klassikern nicht recht organisch, hinter der Romantik folgen Dichter wie Matthißen, Seume und Hebel, dann wieder getrennt von der übrigen Romantik Chamisso und Kleist. Gotthelf steht mit Auerbach hinter Anzengruber, und nach Spielhagen folgt mit Gerstäcker und Schüding völlig in einer Reihe Sealtsfeld. Auch im einzelnen wird man oft zu lebhaftem Widerspruch aufgerufen, so wenn Häuser Goethe „die Vorkunst im engeren Sinne“ abspricht (der engere Sinn kann doch da höchstens der einer ganz modernen Schule sein), wenn er E. Th. A. Hoffmann, den immer noch Lebendigen, für rasch veraltet erklärt oder bei Maupassant „den Zug der Güte“ vermißt —

gerade bei Maupassant. Im ganzen läßt sich aus dem Werk um so mehr lernen, als es sich mit großer Spezialkenntnis gerade auch über abgelegene Literaturen verbreitet, die uns Deutschen ferner liegen, und zu denen es einen sicheren Führer abgibt. — In umgekehrter Weise steht bei Busse nicht die Rassen- und Sprachforschung, sondern das Ästhetische im Vordergrund; er geht weniger auf erschöpfende Überblicke als auf Heraushebung des uns Lebendigen aus und arbeitet auch insofern anders, als er synchronistisch verfährt und nach Christi Geburt Christentum, Mittelalter, Frührenaissance, Hochrenaissance und Reformation in zusammenhängenden Abschnitten und innerhalb dieser Abschnitte jedesmal die Entwicklung der einzelnen germanischen und romanischen Literaturen behandelt — die Slaven und die kleineren germanischen Völker behält er sich wohl für durchgehende Darstellung in der zweiten Abteilung vor. Stilistisch steht das Werk über dem anderen, historisch wohl Häuser über ihm. Busse schreibt lebhafter, anschaulicher, bilderreicher — man kann unser Empfinden gegenüber der orientalischen und dann wiederum der antiken Literatur kaum besser geben, als Busse es (S. 95 und 96) tut. Seine Vergleiche gehen vielfach denn freilich auch manchmal ein wenig zu weit. Er besitzt die Kunst, uns die Dichter, auf die es ihm ankommt, persönlich in Art und Unart vorzustellen — wie lebt etwa das allerliebste Nerischen Horaz bis ins Kleine und Kleinste in Busses Schilderungen. Busse kürzt oft ab, um für die Hauptsachen Platz und Atem zu gewinnen, die großen Erscheinungen, wie Hartmann, Wolfram, Gottfried, breitet nebeneinander zu stellen. Beim zweiten Band werden wir aber wohl ein Hütnchen miteinander pflücken müssen, denn an mehr als einer Stelle wird bereits jetzt eine Beurteilung Schillers gegenüber den „vier Welt dichtern“, Dante, Cer-

vantes, Shakespeare, Goethe, vorbereitet, die mir recht ansehnlich erscheint. Alles in allem: Hauser ist der bessere Historiker, Busse der feinere Poet, jenes Buch lehrt mehr, dieses gibt mehr ästhetische Anschauung, wie denn auch schon im Titel bei jenem der Ton auf Weltgeschichte, bei diesem auf Weltliteratur liegt. Die Ausstattung beider Werke entspricht dem hohen Rang der Verlagshandlungen, bei Hauser finden wir Tafeln, die besonders für die ältere Zeit ausgezeichnet sind (ein Prachstück ist z. B. die erste Sure des Korans), bei Busse ist der Schmuck auch über die Seiten verstreut. Das Format beider Werke ist im Verhältnis zu dem riesigen Inhalt handlich und bequem.

Dr. Heinrich Spiero = Hamburg

Fr. Hübner: Paul Bourget als Psycho-log. Dresden 1910, Holze u. Paphl. 88 S.

Die sorgfältige Studie hätte wohl ein besseres Kleid verdient — ich meine vonseiten des Verfassers. Wer so hübsche Wendungen findet wie „Marginal-Psychologie“ (für Bourgets Art, seine Figuren am Rande zu interpretieren) oder „vorausgeschickte Charakterinventarien“, der sollte sich nicht den Eindruck durch „gang und gäbere Metaphern“, „Phänomenismus“ u. dgl. selbst schädigen. Wer den Stoff so gut gliedern kann, sollte die Dispositionen auch äußerlich klar hervortreten lassen.

Hübner untersucht nämlich erst die Theorie, dann die Praxis Bourgets. Schon in der Theorie, die er von Paine übernommen hat, spielen doch persönliche Momente mit; der ganze „Roman d'analyse“ ist eben die theoretische Rechtfertigung eines Mosaikmalers, der keine großen Umrisse zu zeichnen versteht. In der Praxis trägt es nun aber vollends das Temperament über die Lehre davon, worin bei uns Spielhagen zu vergleichen wäre. Schon die politisch-soziale Voreingenommenheit teilen beide (wenn auch mit entgegengesetzten Vorzeichen). Aber wo unser Romancier sich durch rhetorisches Pathos hinreißen läßt, regieren den Franzosen kleinliche Neigungen seines Scholismus, der im „décor“ schwelgt und auch in psychologischer Hinsicht nur die blassen Gesten blasierter Seelen mit seelischen Kuriositäten vorführt. Eine gute Analyse von Bourgets

persönlichem Roman, dem „Diaphe“, zeigt besonders deutlich, welche Kluft die ästhetische Absicht und die politische Tendenz trennt. Dies vor allem macht die Romane des ausgezeichneten Kritikers so unbehaglich, wie sie oft langweilig sind; uns wenigstens sind die neueren nur als Exkurse zu der „Psychologie contemporaine“ erträglich.

Prof. Dr. Richard M. Meyer = Berlin

Bildende Kunst

Decorative Malerei. Die moderne Malerei hat ihre Feuerprobe erst noch zu bestehen. Wird sie fähig sein, all die differenzierten Versuche zu großen, starken Einheiten zusammenzufassen? Wird es ihr gelingen, aus den vielerlei Möglichkeiten zu dem Stil zu kommen und aus den Techniken heraus zu einer bezwingenden Monumentalität, in der die große Persönlichkeit ihren Ausdruck sich prägt?

Es regen sich die Anfänge. Vielleicht ganz schüchtern und scheinbar zu persönlich und exklusiv. Aber in mancher unscheinbaren Zeichnung, deren markantes Liniengewirr sich ins Bizarre verliert, in manchem Blatt, das in seiner Farbenkomposition eine bewußte Schönheit betont, die sich über den Gegenstand erhebt, lebt eine geheime Monumentalität, und aus der Sehnsucht, die Natur zu überwinden, sie zu vergewaltigen, zu steigern, spricht ein neuer Formwille.

Sicherlich ist dies ein Weg, aus der drohenden Stagnation heraus und zu neuen Zielen zu kommen. Hierin versagte das gegenwärtige Geschlecht. Der kommenden Generation ist diese Aufgabe zugewiesen. Diese Sehnsucht liegt ihr im Blut. Aber das Geschlecht von Künstlern, das gegenwärtig herrscht, hat dazu beigetragen, die Wege zu ebnen. Es hat die Mittel verfeinert, bereichert; in unermüdlicher Arbeit hat es um die neuen Ausdrucksmöglichkeiten der Malerei gerungen und nicht eher geruht, als bis ihre Aufgabe erfüllt war. Es hat in dieser resoluten, rücksichtslosen Art die Vorwürfe eines unorientierten Laientums erfahren müssen; die Allgemeinheit sah fremd diesem immer wieder erneuten Beginnen zu, das einem Arbeiten im Fachkreise gleich schien, und die offizielle Anerkennung blieb aus.

Wer fähig ist, das Ganze zu übersehen und sich selbst in all dem einzelnen gesteigert zu erleben, wird mit Dank dieser Entwicklung gegenüberstehen, an der eine große Künstlerschar in allen Gegenden Deutschlands gearbeitet hat, unermüdlich, entsagungsvoll, hoffnungsreich.

In dem Neo-Impressionismus liegen die Möglichkeiten eines großzügigen, monumentalen Freskostils, der die Wände mit einem schillernden, flimmernden Kleid überspinn und aus der Fernwirkung seine bedeutsamste Berechtigung zur Bewältigung großer Aufgaben entnimmt. Schon meldet sich in Paris eine neue Generation, die der strengen Komposition sich wieder zuzuwenden beginnt und die ganze Arbeit der Mitlebenden als einen Umweg zu diesem Ziele auffaßt, der wohl notwendig war, aber nicht die abschließliche Aufgabe darstellte. Notwendig, damit das akademische Schema überwunden wurde und Technik und Persönlichkeit sich durchdringen konnten zu neuen Mitteln und zu neuem Ausdruck.

Auf einem anderen Wege kommt man zu den gleichen Folgerungen. Das Kunstgewerbe zog die Maler an sich. Daraus erweiterte sich zu neuen Problemen die Raumkunst, der gegenüber das Kunstgewerbe als Spiel und Versuch erschien. Diese wieder fügt sich der Baukunst. Der tektonische Gedanke beherrscht die jüngste Gegenwart. Bisher war die Malerei von dieser Entwicklung ausgeschlossen. Der tektonische Gedanke aber braucht zu seiner reichsten Entfaltung einer großzügigen Malerei, eines Freskostils. Das Bild galt nicht mehr viel im Haushalt der modernen Kultur, die sich den kunstgewerblich-raumkünstlerischen Ideen überlieferte. Um so nachhaltiger ruft die neue Baukunst, die die langentbehrte Herrschaft anzutreten beginnt, nach der feierlichen Schönheit monumentaler Malerei.

Es ist freudig zu begrüßen, daß die Stadt Berlin ein Preisanschreiben für Wandgemälde, die die Aula des Königstädtischen Gymnasiums schmücken sollen, erließ. Es ist ganz gleich, ob im gegebenen Fall ein günstiges Resultat erreicht wurde oder nicht. Es hat auch keinen begründeten Sinn, an dem einzelnen Kritik zu üben. Es soll nur

betont werden, daß Staat, Kommunen, Kirchen die Pflicht haben, durch Stellung solcher Aufgaben diese Entwicklung nachdrücklich zu fördern. Wenn der ganze Apparat, der damit zusammenhängt, dann richtig gehandhabt wird, muß das Gute, Tüchtige sich schließlich durchdringen. Mögen die Auftraggeber und Juroren sich ihrer verantwortlichen Pflicht bewußt sein; für das andere werden die Künstler sorgen.

Ernst Schur-Gr. Lichterfelde

Bildungsfragen

Volksebildungsweisen. Ein fesselndes, überaus erfreuliches Bild vom freien Volksebildungsweisen in Wien entwirft Josef Luitpold Stern in einem Büchlein von hundert Seiten (verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1910). Sein Zweck ist, die Bedeutung der Planmäßigkeit in den weitverzweigten Bestrebungen der freien Volksebildung darzulegen. Tatsächlich tritt in den Schilderungen Sterns der Wert der Zentralisierung, des organischen Zusammenwirkens aller Faktoren, die dem gleichen Zwecke dienen wollen, ins hellste Licht. An dieser Stelle genüge ein Hinweis auf die zum Teil sehr lehrreichen, durch statistisches Material gestützten Angaben Sterns über die Organisation und das Wirken der verschiedenen Vereine und Institutionen, die, bei aller Selbstständigkeit im einzelnen, durch gegenseitiges Entgegenkommen und Arbeitsteilung den inneren Zusammenhalt zum Wohle der Gesamtheit zu wahren wissen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen aber zwei in die Augen fallende Tatsachen, die einen Vorzug Wiens Berlin gegenüber bedeuten: erstens ist in Wien die Teilnahme der Universität an den Volksebildungsbestrebungen eine viel intensivere als bei uns und zweitens gibt es dort eigens der freien Fortbildung dienende Volkshäuser, wie sie sich auch in vielen Städten Deutschlands — freilich, nach Sterns Ausspruch, in weniger vollkommener Form —, nicht aber in Berlin finden.

Was zunächst die Anteilnahme der Universität an der freien Fortbildung der breiten Massen betrifft, so haben wir zwar einen Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschulelehrern, aber dieser Verein ist von der Universität völlig unabhängig, während

die Wiener volkstümlichen Universitätskurse von der Universität selbst organisiert werden: der akademische Senat und die Fakultäten ernennen den Ausschuß, dem die Leitung der Kurse übertragen wird. Diese stehen, da nur Forscher und Gelehrte vortragen, auf der Höhe von Universitätsvorlesungen. Besondere Beachtung verdienen die sogenannten, unter Führung der Dozenten stattfindenden Wanderkurse, geographische, mineralogische, botanische und geologische Exkursionen, die im Anschluß an entsprechende Vorträge unternommen werden. Es ist wirklich staunenswert, daß die Gelehrten sogar Zeit und Kraft finden, nicht unerhebliche Reisen zu unternehmen, um auch in der Provinz volkstümliche Hochschulkurse abzuhalten. Die Bedeutung solcher von maßgebender Stelle getroffenen Einrichtungen kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Während sie einerseits für die Gediegenheit der Behandlung der verschiedenen Lehrgegenstände die denkbar größte Gewähr bieten, müssen sie andererseits auf die Bevölkerung die stärkste Anziehungskraft ausüben: es liegt uns doch nun einmal im Blute, alles Heil von dem patentierten Gelehrten zu erwarten. Neben dem ideellen Werte der Volksbelehrung durch Hochschullehrer, der darin gegeben ist, daß die große Masse des Volks mit den wissenschaftlichen Kreisen in persönliche Berührung tritt, daß Hand- und Kopfarbeiter einander kennen und schätzen lernen, ist das wirtschaftliche Moment, das hier eine Rolle spielt, recht beachtenswert: durch die Abhaltung volkstümlicher Hochschulkurse wird den Privatdozenten, diesen prädestinierten Märtyrern wissenschaftlicher Ideale, eine nicht unerhebliche Einnahmequelle erschlossen. Jeder Vortragende erhält in Wien für einen Kursus von sechs Abenden 180 Kronen, Exkursionen werden besonders honoriert, für Vorträge in der Provinz steigt das Honorar, je nach der Entfernung des Orts von Wien, auf 240 bis 700 Kronen. Da der Staat eine nicht unerhebliche Subvention zahlt, werden die Wiener und die nach ihrem Muster geschaffenen Volkshochschulkurse der anderen österreichischen Universitäten zu einer staatlichen Einrichtung gestempelt, deren Bedeutung den anderen Veranstaltungen behufs geistiger Fürsorge von Staats wegen nicht nachsteht.

Die zweite Einrichtung, die die Wiener voraus haben, sind, wie erwähnt, die Volkshochschulen, deren es in Wien bereits zwei gibt, das „Volkshaus“ und das „Volkshochschulhaus“. Dem Prinzip des Zueinander-greifens möglichst aller der freien Volksbildung dienenden Bestrebungen entsprechend, ergänzen diese beiden Gründungen einerseits einander durch zweckmäßige Verteilung der von ihnen gepflegten Unterrichtsfächer, andererseits bilden sie eine Ergänzung zu den volkstümlichen Hochschulkursen, indem sie Gelegenheit bieten, das dort geschöpfte Wissen durch seminaristische Übungen und Laboratoriumsarbeit zu vertiefen. Daß die Anleitung zu selbständigem Denken, dem Ziele jeglicher Fortbildung, nicht in Vorträgen, sondern im wesentlichen nur in seminaristischer Arbeit gegeben werden kann, und daß das Eindringen speziell in den Geist naturwissenschaftlicher Forschung, soweit sie auf experimenteller Grundlage ruht, nur im Laboratorium möglich ist, ist ja eine im akademischen Unterricht längst bewährte Einsicht. Aber der Laboratoriumsunterricht setzt voraus, daß man, wie in Wien, Herr im Hause ist, denn nur dann ist das unbefangene Hantieren mit Apparaten und Materialien möglich. Die Bedeutung der Volkshäuser ist aber damit bei weitem nicht erschöpft. Sie liegt vielmehr vor allem darin, daß sie das natürliche Zentrum der Bestrebungen, die der freien Volksbildung dienen, bilden; auch nimmt durch sie die geistige Gemeinschaft der Emporstrebenden greifbare Formen an, die ihrerseits wiederum wertvollen ideellen Beziehungen der Menschen untereinander mächtige Förderung gewähren. Was in Berlin an Möglichkeiten für freie Fortbildung geboten wird, sei nicht unterschätzt, auch kommt der Wissensdurst der Berliner in der ständigen Erweiterung der verschiedenen Institute und in zahlreichen Neugründungen aufs schönste zum Ausdruck; aber gerade diese Regsamkeit läßt es in hohem Grade wünschenswert erscheinen, einen Sammelpunkt zu schaffen, von dem aus der ganze Reichtum geistigen Besizes überschaut und für den einzelnen fruchtbar gemacht werden könnte. Der moderne Großbetrieb in seiner Intensität und Konzentration muß, wie ein Pionier des Wiener Volksbildungswesens mit Recht bemerkt, auch auf

dem Gebiet der freien Bildungsbestrebungen der breiten Masse seine Anwendung finden. K.

Volkswirtschaft

Vom Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Die bei Gustav Fischer in Jena erscheinende dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage des großen Werkes ist nun bis zur Vollen dung des sechsten Bandes (Kommanditgesellschaften bis Quotitätssteuern) gediehen; die Ausgabe des fünften wird leider noch durch einen widrigen Zufall verzögert. Einige Titel mögen andeuten, in welchem Umfange auch dieser sechste Band dem alleraktuellsten Bedürfnisse entgegenkommt: Konkurs und Konkursrecht; Kotierung und Kotierungssteuer; Kraftfahrzeuge; Krankenversicherung; Kredit, Kreditgenossenschaften, Kreditgeschäfte; Kriminalstatistik; Kurpfuscherei; Lagerhäuser; Landwirtschaft (in zehn Kapiteln; den landwirtschaftlichen Arbeitern, dem landwirtschaftlichen Genossenschafts-, Unterrichts- und Vereinswesen und den Landwirtschaftskammern sind besondere Artikel gewidmet); Lebensversicherung; Lehrlingswesen; Lohn- und Löhnungsmethoden; Maschinenwesen; Miete und Pacht (die Pacht wird außerdem in einem besonderen Artikel behandelt); Milchwirtschaft und Molkerei; Mittelstandsbewegung; Monopol; Moorkultur; Moralstatistik; Münzwesen; Mutterchutz; Nahrungsmittelpolizei; Negerfrage; Panamakanal; Papiergeld; Patentrecht; Post (zweiundfünfzig Doppelspalten, außerdem Postsparrassen und Postheck in besonderen Artikeln); Pressgewerbe und Pressrecht; Privatbeamte; Prostitution. Viele Abhandlungen des Handwörterbuchs haben den Umfang von Büchern, so daß das Werk wirklich eine ganze Bibliothek ersetzt, natürlich nicht bloß quantitativ, sondern vor allem qualitativ, da die ausnahmslos bewährten Mitarbeiter Gründlicheres und Zuberlässigeres bieten, als man in durchschnittlichen Monographien zu finden pflegt. So z. B. bekommt man in dem Artikel „Kommunal финанzen“ so nebenbei eine Darstellung der neuen englischen Lokalverwaltung. Der Artikel Konsumtion ist in zwei Hauptabschnitte geteilt. Der erste: Die allgemeinen Verhältnisse der Konsumtion, behandelt u. a. das Maximum des Genusses (eine kurze Kritik der Grenznutzentheorie) und die Kopiquoten der Konsumtion. Im zweiten,

bei weitem längeren Abschnitt: Die Konsumtion nach Sozialklassen, finden wir eine ausführliche Geschichte der Methode, nach welcher solche Untersuchungen jetzt angestellt werden, eine Darlegung der Bedeutung von Privatwirtschaftsrechnungen, physiologische Nahrungsbilanzen, die Wirkung der Steuern auf den Konsum und reichliches statistisches Material für alle mit dem Konsum zusammenhängenden Fragen. In der Abhandlung über die Krisen entscheidet sich der Verfasser (Hertner) für Unterkonsum als die Hauptursache. Der Normalzustand sei, weil diese Ursache beständig wirke, eigentlich die Depression, und die wichtigste, freilich auch schwierigste Aufgabe der Krisentheorie bestehe darin, die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Aufschwungsperioden begreiflich zu machen. Die materialistische Geschichtsauffassung behandelt Rudolf Stammeler, der ihr vor fünfzehn Jahren ein ganzes, durch Scharfsinn ausgezeichnetes Buch (Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung) gewidmet hat. Er schließt diesmal mit dem Satz: „Mag immer diese Auffassung der Ausgangspunkt gewesen sein: wer mit kritischer Besinnung nach dem Prinzip der sozialen Gesegnmäßigkeit sucht, den wird der Weg von jener Lehre hinleiten zu dem Systeme des sozialen Idealismus.“ Das schwierige Thema „Preis“ wird in drei Hauptabschnitten und vielen Kapiteln abgehandelt. Die Überschriften der Hauptabschnitte lauten: 1. Allgemeine Theorie des Preises; 2. Die statistische Bestimmung des Preisniveaus; 3. Zur Geschichte der Preise. Diese beginnt mit dem „einzigen Dokument des Altertums, das wenigstens äußerlich als eine allgemeine, nicht bloß die Waren, sondern auch die Arbeitslöhne umfassende Preisstatistik erscheint“: Diofletians Edikt de pretiis rerum venalium. In der Erörterung der um 1500 beginnenden großen Preisrevolution kommt der Verfasser, Sommerlad, zu demselben Schluß wie Wiebe in seiner Monographie: „Die Geldentwertung des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ist höchstwahrscheinlich allein durch die gewaltige Zunahme der Edelmetallproduktion verursacht worden.“ Die Richtigkeit dieser natürlichsten aller Erklärungsweisen war in den letzten Jahrzehnten von einigen Theoretikern angezweifelt worden.

C. J.